

I r i s .

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Dienstag und Donnerstag.

(1826. No 58 59.)

16. und 18. Mai.

Sonette.

(Von Leopold Gledits.)

I.

Vergangenheit.

Dort leuchten sie, die rosiggüldnen Sterne,
Die Maientage, die auf blauem Bogen,
Wie lichte Schwäne, nach dem Westen zogen;
Noch tönen ihre Lieder aus der Ferne.

Drum blickt mein Auge nach den Höhen gerne,
Wo mild sich wölbt der Himmelsbrücke Bogen;
Wie auch der Freuden Feen mich arg betrogen,
Mich hingelockt zur goldenen Eiserne.

Wohl andre Blumen tanzen auf den Wellen,
Dieselbe Sonne will sie sanft erhellen,
Die einst für mich ergoß die warmen Quellen.

Doch auch die Blumen auf dem Lenzgefilde,
Die Sonn' mit ihrem feu'rgen Demantschilde:
Sie zeigen Sie mir nur im Spiegelbilde. —

II.

Mein Loß.

Daß Leben prangt in bunter Blütenfülle,
Und Floras Kinder steigen aus dem Schooße;
Ich sehn' mich nur nach einem, einem Ziele,
Nach dir, der Rosen schönste Rose.

O! wäre mein, noch mein der ernste Wille,
Die Freude mein mit traulichem Gefoße;
Wär' nicht gefallen schon die bunte Hülle,
Die mild verborgen meine trüben Lose.

Um deine Hand, Geliebte! wollt ich werben,
Von deinen Lippen süßen Nektar saugen
In deinem Blick der Himmel Himmel finden.

So seh' die Blumen blühend ich entfärben,
Und meine Wünsche mit der Hoffnung sterben,
Seitdem ich Liebe sog aus deinen Augen.

Ueber Schiller.

(Fortsetzung von No. 57.)

Mögen die Körper unwiderstehlichen Naturgesetzen unterworfen seyn, mag der endliche Geist im Grübeln über das Unendliche erliegen; diese innere Leuchte ist hinreichend, uns wenigstens mit unserm bessern Selbst, wenn auch mit physischem Untergange durchs Leben zu geleiten. Dieser erhabenste Schlüssel der goetheschen Ideenfolge ist in den Wahlverwandtschaften, Goethes spätestem Romane, und vor allem in dem Engel Ottilie niedergelegt. Es wäre leicht — würde uns aber zu weit führen — die übrigen bedeutenden goetheschen Werke an den angeführten Ideengang anzuknüpfen. Es dürfte auffallen, daß Goethe bei einer so großartigen und umfassenden Auffassung des Ganzen sich häufig in so leichten und dem Anscheine nach unbedeutenden Stücken gefallen habe. Aber auch die unendliche Natur schafft ja nicht bloß Welten, sondern auch Blumen — und sogar das große Weltganze besteht streng genommen — aus lauter Kleinigkeiten. Uebrigens spricht sich oft eben in den kleinsten goetheschen Werkchen die erhabenste Weltweisheit — so schlicht und präntionslos aus — daß sie meistens übersehen wird. In den vier Versen:

„Eines schickt sich nicht für alle —
Sehe Jeder, wie er's treibe —
Sehe Jeder wo er bleibe —
Und wer steht, daß er nicht falle!“

liegen alle vernünftigen Moral- und Klugheitsysteme angedeutet — und in jedem dieser Verse ist Stoff genug für einen Folioband. In diesen Versen spricht sich nach unserm Dafürhalten auch die Toleranz aus, welche eine der schönsten Seiten der goetheschen Lebensansicht ausmacht; seine Allseitig-

keit duldet gern jede fremde Meinung. Ebenso tritt darin seine Wohlbehaglichkeit und Sicherstelligkeit im Leben hervor. Nicht minder seine Harmonie, sowohl mit der Welt, als mit sich selbst, welche ihm aus der innigsten Verschmelzung der höheren Menschen- und Dichterkräfte: „Verstand, Gefühl und Phantasie“ hervorgegangen ist. Aus dieser letztern Harmonie wird es allein begreiflich, wie Goethe — der, nach dem bekannten schönen Gleichnisse Jean Paul's, gleich der Blumenfönnenuhr überall Didaktiker, als Dramatiker groß, als Epiker aber noch größer ist — dennoch als Lyriker, trotz seiner Ruhe und Verstandesklarheit, am allergrößten dazustehen vermag. Um als Dichter die Gewöhnlichkeit zu überstrahlen, bedarf es eines ungewöhnlichen Geistes; ein solcher erfreut sich in der Regel einer ungewöhnlichen Verstandeskultur, die sich im Entwerfen und Ausführen aller Pläne gern die Diktatur anmaßt, welche ihr auch bei allen poetischen Produktionen, außer den Lyrischen, gern zugestanden wird. Daher konnte nur ein solcher Geist, bei welchem alle höheren Produktionskräfte in einer so harmonischen Freiheit und Gleichheit neben und in einander blühten, wie bei Goethe, unter uns der größte Lyriker werden.

Das Gesagte dürfte den großen und einzigen Werth Goethe's hinreichend angedeutet haben: hieraus ergeben sich aber ebenfalls seine Grundfehler. Zuerst liegt am Tage, daß jedes seiner bedeutendern Werke die Frucht eines erst langsam beseitigten Irrthums, und nicht einer schon ursprünglich vorhandene gesunde Lebensansicht sei. Der Satz: Durch Fehlen lernt man, sollte wenigstens nicht das Princip eines dichtenden Genies seyn. Ferner ist die Arznei bei Goethe selten dem Gifte an Kraft gleich, und läßt noch immer den Krankheitsstoff im Körper zurück. Der unvollendete Wilhelm Meister dürfte die tödtliche Wunde, die uns Werther geschlagen, schwerlich heilen; und wenn die Wahlverwandtschaften sich dem Faust entgegen stellen, so scheint ein matter Greis mit einem gigantischen Jünglinge zu ringen, und sterbend nur nach der andern Welt hinüber zu weisen. Der tiefste und treffendste Vorwurf gegen Goethe ist aber wohl, daß ihm über der Materie, in welcher er sich hienieden die Meisterschaft errungen, beinahe das Ideal untergegangen, und daß er, wenn er sich dem Hyperromantizismus mit dem größten Glück entgegenstellt — selbst durchaus nicht romantisch ist —

der größte Vorwurf den man einem neuern Dichter machen kann. Deswegen wird ihm kein Herz mit frei auflosender augenblicklicher Liebe entgegenfliegen. Alle müssen sich erst an ihn gewöhnen; der glühende Jüngling in seiner Gefühlzunendlichkeit, der ernste Mann, der nach dem prosaischen Werktagsgeschäfte bei dem Dichter die Flamme des höhern Gefühls wieder erneuern will, endlich der lebensmüde und erfahrene Greis, der bei dem Sänger über die höhere verhüllte Welt Aufschluß begehrt — und vielleicht ist dem großen Dichter die schönste Blüte des Ruhmes, von dem zarten, gefühlvollen Weibe geliebt zu werden — Schiller's beneidenswerthes Loß — schon seiner Natur nach für ewig versagt.

Nach diesem langen, aber hoffentlich nicht fruchtlosen Umwege, kommen wir endlich wieder auf den eigentlichen Gegenstand unserer heutigen Zusammenkunft, auf Schiller zurück. Daß Erhabene, was ein menschlicher Sänger der Menschheit zu geben vermochte, hatte uns Klopstock gegeben; das Ideal des Schönen hatte uns Goethe, in gewissem Sinne Klopstock's Antipode, beinahe verwirklicht; die ungeheure Kluft zwischen beiden ausfüllend, trat Schiller auf, und vollendete, mit der einen Hand den Seraph Klopstock, mit der andern den Menschen Goethe fassend, das urgeniale Triumvirat, die poetische Dreieinigkeit Deutschlands, — welcher keine Zeit und keine Nation etwas Gleiches entgegen zu stellen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

über Literatur unsrer Tage.

(Fortsetzung v. No. 57.)

In der Novelle „Die Deportirten“, die vor einigen Jahren im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen erschien, hat der Verfasser derselben, Leopold Schefer, ein schönes poetisches Talent geoffenbart. Dagegen blieb die von demselben in der Aglaja 1826 mitgetheilte Novelle: „Der Kuß des Engels“ weit unter meiner Erwartung. Zauberisch spielt auch hier die Phantasie des Dichters, zart und duftig ist das Ganze, selbst der Schmerz wird poetisch verklärt, viele Betrachtungen über Kunst und Leben sind trefflich, und die Szene, wo Rosalie im Kusse des Engels vom Blitze getroffen scheint, ist tiefergreifend und herrlich. Es ist aber doch gewiß ein nichtiges Spiel einer subjek-

tiven Willkühr (leider ist dieses Spiel die Krankheit vieler neuerer Dichter, wodurch ihre Werke im innersten Kerne zerstört werden, und wenn auch anfangs vom Publikum vergöttert, doch im Strome der Zeit baldigen Untergang leiden), wenn der Dichter Beatriceu als ein reines edles Wesen darstellt, die ein Vergehen, was doch eigentlich keins ist, sondern ein Unglück, und darin besteht, daß sie als Engel verkleidet ihre schöne zarte geliebte Rosalie durch ihren Kuß getödtet zu haben glaubt, indes diese durch den Bliß, der zu gleicher Zeit das Zimmer durchfuhr, bloß betäubt niedergesunken ist; die dieses geglaubte Vergehen dadurch abzubüßen meint, daß sie ihre Mutter und ihren geliebten Bräutigam verläßt, in die weite Welt hinaus wandert, das ganze Leben, ihren schönen Leib nicht achtet und ihren willenlosen Fehler nun so büßt, wie sie als Jungfrau ihn am schmerzlichsten zu büßen glaubte, durch das größte Opfer eines Weibes — die Schamhaftigkeit. Sie enthüllt nämlich ihre Reize den Bildhauern und Malern, und fällt endlich in die Hände eines reichen seelenlosen Mannes, der ihr früher, wie der Dichter sich ausdrückt, zu gering war, ihn zu verwünschen, zu gefahrlos, ihn zu verabscheuen. — Ich glaube nun, daß ein reines gutes Herz, unter jedem Himmelsstrich, einen solchen Entschluß, für ein willenloses Vergehen durch Aufopferung ihres sittlichen Wesens sich selbst zu strafen, nur im völligen Wahnsinn fassen und ausführen könne. Und wahnsinnig stellt sie der Dichter nicht dar, höchstens überspannt. Wie widerlich wird dadurch das übrigens an Schönheiten reiche Ganze! Wie fällt es dadurch in Nichts zusammen! — Jeder durch Poesie dargestellte Charakter muß doch einen Kern haben, einen innersten Punkt, aus dem sich die Handlungsweise der poetischen Person organisch entwickelt. Diesen Kern hat Rosalien's Charakter, trotz aller Ueberspanntheit, aber ganz wird er bei Beatricen vermisst, und ihr Wesen ist durch den Dichter eine zerstückte Gallerte geworden, ohne Halt und Konsistenz.

Möge doch Scheyer nie wieder auf einen solchen Abweg gerathen! —

Einen Beweis, zu welcher Seichtigkeit die gewöhnliche Kritik herabgesunken, gibt das Februarheft des dreßdner Merkur, wo in der Extrabeilage eine höchst merkwürdige ellenlange Beurtheilung über Calderon's Dichterverdienst zu lesen ist. Der Kritiker gibt sich die Mühe eines

erleuchteten Kenners, räsonnirt aber wie ein Schulknabe. Seine Philosophie ist so weit her, daß er obere und untere Seelenkräfte annimmt, die gemeinschaftlich zur Entstehung vollendeter Kunstzeugnisse wirken müßten.

Wie tief diese Kritik ist, mögen folgende Stellen beweisen, in denen man auch die schönen Gleichnisse zu bewundern bittet:

„Shakespeare weiß seine Römer bergestalt an der Wurzel zu fassen, daß auch das Streiflicht der modernen Zeit, welches er in sorgloser Kühnheit über sie hinspielen läßt, zum nährenden Lebenssaft wird.“ —

„Calderon ist ein viel zu abhängiger positiver Geist, als daß man ihm ein solches Hinabsteigen zu den geheimnißvollen Urquellen zutrauen dürfte, wo Geschichte und Philosophie sich schweigend umarmen.“ —

„Ueberhaupt möchte Calderon am wenigsten zu den Dichtern gehören, die in den verbundenen Grundzügen ihrer Werke auf die letzten allumfassenden Beziehungen des jedesmaligen Stoffes zurückgehen. So etwas geschieht in der Regel auf zwiefache Weise, und keine will davon auf Calderon passen.“

Die zweite Weise charakterisirt unser geistreiche Kritiker wie folgt:

„Oder der Genius greift mit angeborener Sehergabe, ohne das Horoskop lauernd zu stellen, in den gegebenen Stoff hinein, und liefert aus seinem unbewußten Reichthum, aus seiner natürlichen Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Weltgeistes einen schöngeordneten Auszug des Höchsten und Allgemeinsten.“ —

Wie originell scheinen diese Aeußerungen, wenn man sie im halben Traum hinliest, wie so viele Menschen thun! Wie zerrinnen sie aber in Nichts, wenn man sie nur etwas näher betrachtet. Sehr komisch ist es, daß der Kritiker die Aussprüche Solgers und Goethes über Calderon anführt, die längst Besseres sagten, die er aber zu berichtigen denkt. Einen deutlichen Beweis, wie weit der dreßdner Merkur in der Kunstbeurtheilung noch zurück ist, gibt er dadurch, daß er es sich zum Geschäft macht, unserm großen Goethe bei jeder Gelegenheit Hiebe zu versetzen, die natürlich immer auf ihn selbst zurückfallen, und es ist gewiß ein sehr lustiges Schauspiel, wenn ein Schriftsteller vor den Augen der ganzen Nation sich selbst so gar arg prostituiert. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 15. Mai 1826.

Der Historiker ist, nach Schlegel, ein rückwärts gekehrter Prophet, und wir können unsre Prophezeiung in No 36 der Feis, die uns durch die Gasdarstellungen des Hrn. Kunst noch viel Genuß weißagte, um als historisch bewährt anzuführen. Hr. Kunst gab den Tell und Posa. Ersteren mit so fester und höherer Charakterzeichnung, so treu und wahr den schlichten Schweizer Landmann malend, daß man für die Darstellung des katalanischen Granden gleich viel hoffen und fürchten konnte. Aber in zwei so verschiedenen Rollen bewährte sich des Künstlers Beruf. Gleich die erste Szene beurkundete, daß Hr. K. die Rolle von der rechten Seite aufgefaßt habe; jedem Aufmerkamen wurde es klar, es sei nicht der leidenschaftliche Freund Karlos, der hier auftritt, sondern „der Abgeordnete der ganzen Menschheit.“ In gleichem Geiste wurde die Szene mit der Königin gegeben, und die Erzählung: „Zwei edle Häuser in Miranda“ ganz mit dem Farbenwechsel vorgetragen, den die Lage der Dinge fordert. Nun heifste die Hauptzene des 3. Aktes die ungetheilteste Aufmerksamkeit, und auch hier fanden wir das Gebotene mit dem Bilde, das wir uns aus Don Karlos selbst und Schillers Briefen darüber formten, größtentheils im harmonischen Zusammenklange. Besonders erfreulich war es uns die augenblickliche Verirrung Posa's so treffend hervorgehoben zu sehen, die ihn verleitet, nach Schillers Worten, „zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Glanz und Glück unmitttelbar an die Person des Königs anzuknüpfen;“ denn hierin liegt die Auflösung des Räthfels, warum Posa seinem Karlos die Unterredung nicht anvertraut. Von gleicher Bedeutung ist die Szene mit der Eboli, die auf seinen Entschluß für Karlos zu sterben, das stärkste Licht wirft, hier bestimmen Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele, und daß diese Lage allen Kunstreichthum des Schauspielers in Anspruch nimmt, ist eben so gewiß, als daß Hr. K. sie trefflich verständigte. Von dieser Szene nimmt die Rolle einen andern Farbenton an, nur mit Wehmuth weilt Posa noch auf dieser Erde, die Feuerarme der Ewigkeit öffnen sich ihn zu umschlingen, und sein edles Herz ist noch gefesselt von den Banden der Freundschaft, noch gekettet an den Schauplatz seiner Thaten. Die zuckenden Flammen des Blühes, der ihn zerschmettern wird, lassen ihn im sanften Schimmer der Verklärung erscheinen. So malt er sich uns in den Szenen mit der Königin und Karlos, so malte ihn Hr. Kunst, der solchen Ansichten und solchem Studium, feinen Anstand und würdevolles Benehmen, richtige Mimik und treffende Deklamation einend, den erfreulichsten Beleg lieferte zu dem früher ausgesprochenen Urtheile, er sei ein talentvoller Schauspieler, der, bei Strenge gegen sich selbst, gewiß höchst Vorzügliches leistet. — Hr. Wallbach, vom wiener Hoftheater, gab als Gast den Karlos, Mad. Fischer in gleicher Eigenschaft die Eboli. Wir haben bei Posa zu lange geweit, als daß Karlos mit gleicher Ausführlichkeit besprochen werden könnte, obwohl diese Leistung eine genaue Auseinandersetzung mit vollem Rechte verdiente, da unstreitig daraus her-

vorging, Hr. W. sei mit seiner Rolle ganz einig, und so manche Nuancen unverkennbar bezeugten, er habe den Geist der Rolle wohl aufgefaßt und urtheile psychologisch richtig. Was das Wiedergeben anlangt, war es so beschaffen, daß Hr. Wallbach den oftmaligen Beifall des Publikums und die Ehre wiederholten Hervorrufens sich erwarb. Ein zu heftiger Gang und einige Stellen, denen es etwas an Rundung mangelt, sind geringe Flecken, in seinen Gemälden. Mad. Fischer war weder in der passenden Stimmung, noch ihrer Aufgabe gewachsen. Pr. Eboli ist eine höchst komplizierte Rolle, und selbst für begabte Künstlerinnen hat die Zeichnung dieses Charakters bedeutende Schwierigkeiten. Hr. Böhl als Philipp wurde gerufen. Er entfaltet eine seltne Vielseitigkeit und gibt die heterogensten Rollen zur Zufriedenheit des Publikums. Mad. Denny gab die Elisabeth mit Anstand und Würde und ward ebenfalls gerufen.

M. v. P.

Flüchtige Notizen.

(Journalauszüge und Privatmittheilungen.)

Berlin. „Spaziergänge eines Mikroskops in und um Berlin, oder: Griechisches Feuer auf dem Altare edler Frauen. Ein Sommerblatt zur Erheiterung und Erhöhung in den Monaten ohne R.“ Unter diesem Titel gibt Hr. M. G. Saphir für die nächsten Sommermonate, Mai, Juni, Juli, August, eine Schrift „zum Besten der leidenden Griechen“ heraus. Vorzüglich soll sich in diesem Sommerblatte bemerkbar machen: ein Panorama von dem Umgebenden Berlins, lebende Bilder aus dem Thiergarten und Charlottenburg, gesellige Reisen eines Regenschirms und Damenfächers, humoristische Studien eines Karoussellspiels, Griechen- und Türkenlieder u. s. w. Zu Ende eines jeden der vier Monate erscheint ein Heft. Der Preis aller vier Hefte ist 3 Thlr. eines einzelnen Heftes 1 Thlr. Der Buchhändler Krause besorgt den Druck, Hr. Saphir die Redaktion und die Mitarbeiter liefern Beiträge gratis.

Leipzig. Unfre Modenzeitung (No 33) enthält folgendes: „Um Napoleon, seine Gedanken, Entwürfe und Thaten vollständig kennen zu lernen, muß man sein Leben nach Novins und andern Schriftstellern dargestellt von Dr. Bergk lesen.“ Nun haben wir dabei nichts mehr zu erinnern, als daß der Redakteur der Modenzeitung der Hr. Dr. Bergk selbst ist, und der nicht einmal die Vorsicht brauchte, unter dieser Notiz einen andern Namen zu setzen.

Rom. In No 33 ist die Höhe der Peterskirche (405 par. Fuß) unrichtig angegeben. Ich gebe Ihnen folgende richtigere Angaben. Die Höhe der Kuppel hat 393 par. Fuß, die ganze Höhe bis zu Ende des Kreuzes 485 F., die Breite unter der Kuppel 487 F., die ganze Länge der Kirche 689 F. (Die Höhe bis zu Ende des Kreuzes der Paulkirche zu London beträgt 360 londoner oder 338 par. Fuß.)

Berichtigung. In No. 57 soll es statt: ungarische philologische Gesellschaft in Güns — in Steinauanger heißen.